

NW-Gespräch von Willy Spieler mit Leni Altwegg : "Soviel Hoffnung habe ich noch, dass wir nicht am Ende sind"

Autor(en): **Spieler, Willy / Altwegg, Leni**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **97 (2003)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Soviel Hoffnung habe ich noch, dass wir nicht am Ende sind»

Eigentlich war dieses Gespräch zum runden Geburtstag von Leni Altwegg im nächsten Jahr geplant. Aber zwei Ereignisse legen es nahe, das Gespräch auf den heutigen Zeitpunkt vorzuziehen: Da ist einerseits die politische Agenda, die Leni Altwegg in ihrem langen Kampf gegen die südafrikanische Apartheid und die Verstrickungen der Schweiz mit dem damaligen Unrechtsregime bestätigt; zumal unsere Freundin noch immer aktiv ist, wenn es um Entschädigung, Entschuldung und Entschuldigung gegenüber dem Volk von Südafrika geht. Als Erstunterzeichnerin hat sie sich im Vorjahr auch hinter das Manifest «Entschädigung kann nicht warten» gestellt. Hinzu kommt andererseits das kürzlich erschienene «Staatsfeinde»-Buch von Jürgmeier, das die Fichenberichte des Staatschutzes über Leni Altwegg und die Interviews mit ihr zu einem spannenden Porträt zusammenfügt. Beide Ereignisse gehören zusammen: Wer das Apartheidregime und seine Helfershelfer in der Schweiz bekämpfte, zählte zu den Staatsfeinden.

Red.

Befreiendes Theologiestudium

Willy Spieler: *Leni Altwegg, Du hast Jahrgang 1924 und warst seit den 70er Jahren in der Anti-Apartheid-Bewegung aktiv. Dazwischen liegt auch noch ein Theologiestudium. Wie bist Du dazu gekommen, Pfarrerin zu werden?*

Leni Altwegg: Ich war zuerst *medizinische Laborantin*, konnte mir aber nicht vorstellen, diesen Beruf bis an mein Lebensende auszuüben. Schon in jüngeren Jahren wäre es mein Wunsch gewesen zu studieren. Aber die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie liessen das nicht zu. So beschloss ich mit 32 Jahren, das Studium nachzuholen. Ich musste mich am Abendgymnasium auf die Matura vorbereiten.

WS: *Und dann fiel Deine Wahl auf die Theologie?*

LA: Ich hatte auf der einen Seite eine starke Neigung zu den alten Sprachen. Auf der anderen Seite hatte ich schon von zu Hause ein «angeborenes» soziales Denken mitgebracht. Ich wollte einen *sozialen Beruf* wählen. In meinem fortgeschrittenen Alter hielt ich darum Theologie für den geeigneten Weg. Aber ich wollte zunächst nicht in ein Pfarramt. Ich sah mich mehr bei einem Hilfswerk oder sonst einer gemeinnützigen Institution. Am Ende meines Studiums habe ich mich dann aber doch für den Allrounderberuf als *Gemeindepfarrerin* entschieden. Die Arbeit bei den Leuten hat mir sehr entsprochen.

WS: *In welcher Gemeinde hast Du angefangen?*

LA: Ich war zunächst gut zehn Jahre in *Schlieren* tätig.

WS: *Als gewählte Pfarrerin?*

LA: Als *gewählte Pfarrerin*. 1963 erfolgte die Anerkennung der Frauenordination. 1964 machte ich mein Examen, und 1965 trat ich meine erste Stelle als Pfarrerin an.

Heidi Profos und ich sind als die ers-

ten Frauen direkt ab Universität ordniert worden. Nach Schlieren wurde ich von der Kirchgemeinde Adliswil gewählt und war dort 12 Jahre Pfarrerin bis zur Pensionierung. Auch blieb ich danach noch einige Jahre in dieser Gemeinde und habe hier Vertretungen gemacht.

WS: *Jürgmeier porträtiert Dich als aufmüpfige Tochter und junge Frau, die nicht den Vorstellungen der Eltern, insbesondere des Vaters, eines Wädenswiler Lehrers und Kirchenpflegepräsidenten, entsprochen habe.*

LA: Ich war für meine Eltern vor allem zu wenig fromm. Sie kamen beide aus Gemeinschaftskreisen.

WS: *Würdest Du Deine Eltern rückblickend als evangelikal bezeichnen?*

LA: Die Kreise, in denen sie verkehrten, waren eindeutig *evangelikal*. Aber meine Eltern waren doch zu intelligent und zu nüchtern, um in diesen Kreisen aufzugehen. Darum hatte sich mein Vater mehr in der Landeskirche engagiert. Aber streng religiös waren meine Eltern schon. Das hat mir weniger zugesagt. Hinzu kam, dass meine Eltern für mich das Alter von Grosseltern hatten, was auch eine Rolle spielte.

WS: *Ist es da nicht erstaunlich, dass Deine Auflehnung gegen die religiöse Erziehung der Eltern Dich doch noch ins Pfarramt geführt hat?*

LA: Es gibt eine ganze Reihe von Söhnen und Töchtern evangelikaler Eltern, die sich über das Theologiestudium von ihrer religiösen Erziehung befreiten. Aber ich muss gleich hinzufügen, dass ich *nicht aus religiösen Gründen* Theologie studierte. Jedenfalls nicht vordergründig. Aber das Theologiestudium hat mir geholfen, die Ängste meiner evangelikalen Prägung abzubauen. Ich durfte der Religion gegenüber freier werden. Das gehörte zu den vielen Entwicklungen, die mein Leben zu einem guten Ganzen fügten.

Der Weg zum Religiösen Sozialismus

WS: *Das erste Mal sind wir uns 1963 oder 1964 im Rahmen eines «ökumenischen Wochenendes für Akademiker» – wie es etwas «geschwollen» hiess – begegnet. Ich sehe Dich in der Aula der Universität. Deine Wortmeldung während einer Diskussion wird lange nicht entgegengenommen, bis der sehr konservative Staatsrechtler Werner Kägi sich wortgewaltig für Dich einsetzt.*

LA: Das ist gut möglich. Während dem Studium bin ich bei Kägi ein und ausgegangen. Das dauerte bis August 1968, als ich kurz nach der Intervention der Sowjetunion in der Tschechoslowakei

«Die Banken könnten Grösse zeigen und ihre Fehler gegenüber Südafrika zugeben» (Leni Altwegg beim NW-Gespräch am 24. Juni 2003 in ihrer Wohnung; Bild: W. Spieler).



eine Predigt über Apostelgeschichte 4 hielt: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.» Ich kam auf das *Gewissen* zu sprechen und meinte, dieses könne sich auch sehr negativ artikulieren. Vermutlich habe auch dem Herrn *Breschnew* sein Gewissen gesagt, er müsse in der Tschechoslowakei einmar-

schieren. Als *Werner Kägi* das hörte, war er ausser sich. Für ihn hatte ein Kommunist schlicht und ergreifend kein Gewissen.

Der *Kalte Krieg* hatte auch die damalige ökumenische Bewegung überschattet. Du erinnerst Dich vielleicht an *Emil Brunner*, der an einer solchen Tagung im Grossmünster sagte: «In einem von Atombomben verwüsteten Landstrich kann Gott trotzdem wirken, unter einer kommunistischen Herrschaft aber nicht.»

WS: *In der Ökumene-Diskussion spielte in der Tat auch die Frage der atomaren Aufrüstung der Schweizer Armee eine Rolle. Wirklich kontrovers wurde die Frage aber nur im Protestantismus diskutiert. Katholische Theologen, die wie der Moraltheologe Alois Müller ihre Ablehnung kundtaten, wurden zum Schweigen gebracht. Die wirklich interessanten Gesprächspartner waren für mich politisch links stehende reformierte Theologen wie z.B. Heiner Ott, der Nachfolger von Karl Barth. Wie hast Du Dich damals politisch positioniert? Anders gefragt: Wie bist Du zur religiös-sozialen Bewegung gekommen?*

LA: Innerlich war ich von allem Anfang an dabei. Aber ich wusste lange nicht, dass es diese Bewegung gibt. Mein Einstieg erfolgte über den *Escherbund*, dem ich Mitte der 50er Jahre beigetreten bin. Meine beste Freundin *Vreni Schneider*, eine Schwägerin von *Arthur Rich*, hatte mich schon vor dem Studium hier eingeführt. An den Pfingsttagungen lernte ich Persönlichkeiten wie *Eugen Steinemann*, *Jakob Ragaz*, *Ruedi Schümperli* und *Rolf Weber* kennen. Das waren die grossen Zeiten des *Escherbundes*, die mich begeistert hatten.

WS: *Für unsere Leserinnen und Leser sollten wir noch etwas zu diesen Persönlichkeiten sagen: Arthur Rich war Sozialethiker an der Theologischen Fakultät in Zürich, Jakob Ragaz, der Sohn von Leonhard Ragaz, wurde Nachfolger von*

Eugen Steinemann als Leiter des Zürcher Sozialarchivs, Ruedi Schümperli war SP-Regierungsrat im Kanton Thurgau und Rolf Weber, der Sohn von Bundesrat Max Weber, SP-Nationalrat aus Arbon.

LA: Der *Escherbund* war im übrigen mehr politisch als religiös. Aber er stand unter dem Einfluss der *Ragazschen Theologie* und insbesondere des *Genossenschaftssozialismus*, wie er von der religiös-sozialen Bewegung vertreten wurde. Ich habe damals auch Artikel und Predigten in dem von *Jakob Ragaz* herausgegebenen «*Aufbau*» veröffentlicht. Aber der Inbegriff eines religiösen Sozialisten war für mich *Arthur Rich*. Bei *Ragaz* hatte ich Mühe mit dessen religiöser Sprache.

WS: *Hattest Du Mühe mit dem, was Dorothee Sölle einmal das «Reich-Gottes-Pathos» von Ragaz nannte?*

LA: Nein, die Rede vom *Reich Gottes* hat mich nicht befremdet, aber es gibt eine Sprache bei *Ragaz*, die für heutige Ohren evangelikal tönt. Das bezieht sich mehr auf die Ausdrucksweise als auf den Inhalt.

Kein Behördentyp

WS: *Du warst auch Mitglied der religiös-sozialen Fraktion der Zürcher Synode. Der weitere und nahe liegende Karriereschritt in den Kirchenrat blieb Dir jedoch versagt. Warum eigentlich?*

LA: Ich bin von *Adliswil* aus als Ersatzmitglied für *Werner Kriesi* in die Synode hineingerutscht und war nur zwei Jahre dort. Es war in der zweiten Hälfte der 70er Jahre. Mein späterer Gegenkandidat *Hermann Haupt* war Vizepräsident der religiös-sozialen Fraktion. Als nach dem Rücktritt des religiös-sozialen Kirchenrates *Müller* eine Kandidatur aus unserer Fraktion fällig wurde, ging *Haupt* ganz selbstverständlich davon aus, dass er das Mandat übernehmen würde. Die Fraktion wollte aber eine Auswahl haben und brachte vier Nominierungen vor, eine davon war ich. In ei-

ner recht harten Auseinandersetzung wurde ich dann als Kandidatin nominiert und einstimmig vorgeschlagen.

Meine Kandidatur stiess jedoch auf Widerstand. Ein *Redaktor der NZZ* schrieb damals, dass ich eine Frau sei, könne noch angehen, dass ich eine Linke sei, ginge auch noch. Aber beides zusammen, das sei eindeutig zuviel. (Lacht). Die anderen Fraktionen waren auch nicht nur begeistert. Der *Synodalverein* hat mich an eine Sitzung eingeladen und recht tendenziös ausgefragt. Obschon der Synodalverein mehrheitlich meine Unterstützung beschlossen hatte, ist es Hermann Haupt gelungen, von einer Frau aus dieser Fraktion nominiert zu werden. Bei der Wahl machte er zwei Stimmen mehr als ich.

Die Überraschung war perfekt. Der Fraktionspräsident *Hans Heinrich Brunner* war wütend und viele Mitglieder waren es mit ihm. Ein Synodaler von Adliswil entschuldigte sich bei mir: «Ich habe gegen Sie gestimmt, weil wir sie in der Gemeinde brauchen.» Womit er Recht hatte. Im nachhinein bin ich ganz froh, dass mir dieses Amt erspart geblieben ist. Es hätte meine Energien zu sehr aufgebraucht. Ich bin nicht der Behördentyp.

Der «Prager Frühling» als «Reich-Gottes-Erlebnis»

WS: *Im Gespräch mit Jürgmeier sprichst Du sehr bewegend von einem besonderen «Reich-Gottes-Erlebnis», dem «Prager Frühling» 1968. Wie war das?*

LA: Der «Prager Frühling» war eines der bewegendsten Ereignisse in meinem Leben. Ich war in Prag an einer Tagung mit einer religiös-sozialen Gruppe. Tagungsleiter war *Adrian van Biemen*. Wir kamen mit so bekannten Intellektuellen wie dem Theologen *Josef L. Hromádka* und dem Marxisten *Milan Machovec* zusammen. Sie alle waren erfüllt von einer grossen Hoffnung. Als wir unsere Bedenken äusserten, ob denn die Sowjetunion diese Demokratisierung des Sozi-

alismus in der Tschechoslowakei zuliesse, versicherten sie uns: «Die Russen sind doch unsere Freunde.» Wenn ein Ereignis meinen religiösen Sozialismus nachhaltig bestimmt hat, dann war es dieser «Prager Frühling».

Wir waren dort am 1. Mai. In der ganzen Stadt fuhren keine öffentlichen Verkehrsmittel. Wir kamen von unserem Hotel an der Peripherie der Stadt zum Wenzelsplatz. Die Menschen strömten aus allen Gassen herbei, mit Musik und Freudentänzen. Am Wenzelsplatz marschierten wir an der Tribüne vorbei, wo in der vordersten Reihe der Staatspräsident *Svoboda*, der Generalsekretär der Kommunistischen Partei *Dubcek* und der Parlamentspräsident *Smrkowski* sass. Wir drückten ihnen die Hand. Auf dem ganzen Platz sah man keine Militäruniform. Ein Jahr zuvor war ich am 1. Mai in der DDR. Der Kontrast hätte nicht grösser sein können.

Aber schon am 3. Mai kam die erste Nachricht, Moskau beabsichtige zu intervenieren. Es dauerte noch bis zum 21. August. Das war ein gewaltiger Einbruch, ein grosses Trauererlebnis. Ich heulte, als ich diese Nachricht am Telefon von einer Freundin vernahm – und liess den Hörer fallen. Ich hatte diese Entwicklung stark emotional miterlebt. Wie später auch den Sturz *Salvador Allendes* in Chile.

WS: *Ist es jetzt vorbei mit Reich-Gottes-Erlebnissen? Ist der Kapitalismus das Ende der Geschichte? Hat das Reich Gottes somit keine Chance mehr zu kommen?*

LA: (Lacht.) Nein, soviel Hoffnung habe ich noch, dass wir nicht am Ende sind. Ich frage mich nur, ob ich das noch erlebe, dass einmal ernsthaft ein *Umdenken* stattfinden wird. Es muss ja stattfinden, weil, wenn es so weitergeht, der Weltuntergang programmiert ist. Aber die Hoffnung aufgeben, nein, das kann ich nicht. Da glaube ich doch noch zu sehr an die göttliche Vorsehung.



Eines der «Staatsfeinde»-Porträts in diesem Buch ist Leni Altwegg gewidmet.

Gottes Macht ist die Liebe

WS: *In Deinen Gesprächen mit Jürgmeier machst Du ein Fragezeichen zur Lehre von Gottes Allmacht. Die Menschen dürfen die Probleme, die sie selber lösen können, nicht auf Gott abschieben. Deine Position ist derjenigen von Dorothee Sölle sehr ähnlich. Gott braucht auch die Menschen.*

LA: Ja gewiss. Ich bin in der Gottesfrage sehr stark von der *Feministischen Theologie* beeinflusst worden. Es brauchte seine Zeit, bis ich Feministin wurde. Ich schien es eigentlich gar nicht nötig zu haben. Ich bin in einer sehr günstigen Zeit zu meinem Pfarramt gekommen. Die Kirche brauchte damals Frauen wie nie zuvor. Ich kam mir insofern nicht benachteiligt vor. Aber das erste Buch, das mich überzeugte, war *Carter Heywards* «Und sie rührte sein Kleid an». Hinzu kamen die Schriften von *Dorothee Sölle*. Da liegen für mich richtige Schlüsselerlebnisse drin.

WS: *Da wären wir auch beim Thema des bevorstehenden ILRS-Kongresses «Wer ist unser Gott». Du hast bei der Vorbereitung mitgearbeitet. Wer ist er oder sie nun – unser Gott?*

LA: Ich habe selber nur die Gruppenarbeit geleitet und bin noch dabei, die Resultate zusammenzutragen. Sicher ist Gott für mich *nicht der allmächtige Weltenherrscher*. Ein Allmächtiger, der bei so viel Unrecht nicht eingreifen würde, schiene mir mit einem liebenden Gott nicht vereinbar. Gott ist eine Kraft, die mir Vertrauen gibt, ein Urgrund, der mich trägt. Von daher kann ich mir nicht vorstellen, dass er die Welt zum Teufel gehen lässt. Carter Heyward hat darüber nachgedacht, was es heisst, dass Gott Liebe ist. Die Aussage ist auch umkehrbar: Die Liebe ist Gott. Und Gottes Macht in der Welt ist die Liebe.

WS: *Liebe beruht auch auf Gegenseitigkeit. Ein liebender Gott braucht liebende Menschen. Und umgekehrt.*

LA: In dieser *Dialektik* treffen wir uns mit der Position von Dorothee Sölle.

«Persona non grata» des Apartheidregimes

WS: *Bekannt geworden bist Du vor allem als Aktivistin in der Anti-Apartheid-Bewegung. Wie bist Du dazu gekommen?*

LA: Ich hatte 1970 an der Versammlung des *Reformierten Weltbundes* in *Nairobi* teilgenommen. Als Frauendelegierte bin ich vom Kirchenbund aber nur unter der Bedingung akzeptiert worden, dass die Frauen auch mein Billet bezahlten. Die Frauen baten mich, ich sollte noch ein paar Kontaktbesuche in Südafrika machen. Ich reiste von *Nairobi* nach *Johannesburg*. *Brigalia Bam*, eine schwarze Südafrikanerin vom Frauensekretariat des ÖRK, gab mir die Adresse von *Beyers Naudé* vom Christlichen Institut. Dort machte man für mich ein Besuchsprogramm für eine Woche, ein Wahnsinnsprogramm, aber eine Fügung.

Meine Neigungen und Interessen entwickelten sich immer sehr stark über Beziehungen, politische wie theologische. Die Menschen, denen ich in Südafrika begegnen durfte, hinterliessen in mir einen tiefen Eindruck. Nach fünf Jahren Pfarramt war ich schon ziemlich kirchenmüde. Aber die vielen überzeugten Kirchenmitglieder, die ich hier traf, machten mir *neuen Mut*. Ich bin überhaupt immer mit neuem Mut aus Südafrika zurückgekehrt.

WS: *Diese Menschen litten ja unsäglich unter der Repression des Regimes.*

LA: Das galt für die schwarzen wie für die weissen Kirchenmitglieder. Die *Schwarzen* waren der Repression zwar viel direkter ausgesetzt. Auch *regimekritische Weisse* wie *Naudé* waren jedoch geächtet, kamen ins Gefängnis und wurden gebannt. Einige von ihnen sind klammheimlich umgebracht worden, meistens durch einen vorgetäuschten Verkehrsunfall.

Die Vormittage verbrachte ich in den Büros des *Christlichen Instituts*, das sich zum Ziel gesetzt hatte, alles in legalen Grenzen Mögliche zu tun, um Schwarze zu fördern und Verbindungen über die Rassengrenzen hinaus aufrecht zu erhalten. An den Nachmittagen besuchte ich Persönlichkeiten und Einrichtungen in *Soweto*, z.B. *Ellen Kuzwayo*, eine später sehr bekannt gewordene Kämpferin für soziale Gerechtigkeit, deren Sohn gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war. In *Durban* war ich Gast bei der *indischen Minderheit*, und das Wochenende verbrachte ich in *Kapstadt* mit den «*Farbigen*», d.h. den Mischlingen.

An diesem Samstag meldeten die Schlagzeilen der Zeitungen die erste Spende von 200 000 Dollar aus dem *Antirassismus-Sonderfonds* des ÖRK an die Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika. Das Entsetzen war gross, dass der Weltkirchenrat «*Terroristen*» unterstütze. Nur hinter vorgehaltener Hand gaben einige Freunde zu, dass sie darüber – wie ich – froh seien. Sie rieten mir aber, es niemandem zu sagen, was ich in einem Quäker-Gottesdienst am Sonntag dann doch tat. Ich wurde so angegriffen, dass ich das Lokal mit wankenden Knien verliess.

Ich lernte so ziemlich alle Leute kennen, die von Bedeutung waren. Es war überhaupt nicht selbstverständlich, dass sie sich so viel Zeit nahmen für ein Leni Altwegg aus der Schweiz. Sie waren mir gegenüber auch völlig offen und hegten nicht das geringste Misstrauen. Natürlich habe ich ihnen gesagt, sie könnten mich in der Schweiz besuchen. Ich hätte eine grosse Wohnung in einem Vorort von Zürich. Und alle sind mindestens einmal bei mir vorbeigekommen. Ich hatte das reinste *Hotel Südafrika*.

WS: *Du hast den von der UNO verfügbaren Wirtschaftsboykott gegen das Apartheidregime verteidigt. Prompt bist Du zur «persona non grata» in Südafrika erklärt und mit einem Einreiseverbot*

belegt worden. Der Bann dauerte von 1988 bis 1992 und machte Dich geradezu prominent.

LA: *Ich war jedenfalls sehr stolz, dass ich dieser Regierung so wichtig war. Das habe ich damals auch allen meinen südafrikanischen Freunden geschrieben.*

1992 konnte ich anstandslos wieder einreisen, da der Botschafter in der Zwischenzeit ausgewechselt worden war. Er gab mir ein Visum, aber bei der Einreise in Südafrika hiess es, dass ich keines mehr benötigte. An der Tagung, an der ich teilnahm, war auch *Ulrich Duchrow* dabei. Auch er hatte ein Einreiseverbot, futierte sich aber um ein Visum. Ihn wollten sie nicht hereinlassen. Aber er ist in einem unbewachten Moment einfach an der Kontrolle vorbei marschiert.

Das südafrikanische «Wunder» und seine Grenzen

WS: *«Das südafrikanische Wunder» lautete der Titel Deines Beitrags im Septemberheft 1994 über die ersten freien Wahlen in Südafrika. Du warst eine der «Friedens-Monitorinnen», die durch ihre Gegenwart und Vermittlung zur Fairness dieser Wahlen beigetragen hatten. Da schien nochmals ein «Reich-Gottes-Erlebnis» durch. Das «Ecumenical Monitoring Programme in South Africa» sprach vom «Gefühl jener liebenden Gegenwart Gottes in der Geschichte, die heilt, versöhnt und Hoffnung für die Zukunft schenkt».*

LA: *Vor allem die Stimmung nach den Wahlen war unbeschreiblich. Das war plötzlich ein anderes Südafrika. Am auffälligsten waren die strahlenden Gesichter der meisten Weissen. Ich erinnere mich, wie sie gleich wie die Schwarzen in langen Schlangen auf die Stimmabgabe warten mussten. Besonders beeindruckt hat mich ein weisses Ehepaar, das mit seinen Kindern Schlange stand und meinte: «Jetzt kommen wir endlich aus diesem Paria-Status heraus. Die Kinder müssen darum schon von klein auf mit den Wahlen vertraut gemacht werden.»*

Viele Weisse hatten selbst unter der Unterdrückung der Schwarzen gelitten.

Ich war am 10. Mai in Kapstadt, als die *Amtseinsetzung von Nelson Mandela* stattfand. Das vielleicht Eindrücklichste war, wie die ranghöchsten Militärs hinter Mandela standen. Sie wollten damit deutlich machen, dass sie die neue Autorität respektierten. Ich habe schon damals gesagt, das südafrikanische Wunder habe einen Namen und der heisse Mandela. Ohne seine souveräne und versöhnende Präsenz wäre dieser friedliche Übergang so nicht möglich gewesen.

WS: *Im Märzheft 1994 hattest Du geschrieben, «Südafrika» sei kein «politischer Dauerbrenner» mehr, es habe «seine Faszination ... weitgehend verloren – ausser bei den «Liebenden», zu denen ich gehöre». Wie ist das heute?*

LA: Ich gehöre noch immer zu den «Liebenden». Aber es ist nicht ganz so einfach mit dieser Liebe. Nicht einmal Mandela hat es uns in der Folge immer einfach gemacht. Er hat uns auch nicht geholfen, als wir Behörden und Banken wegen ihres Verhaltens gegenüber Südafrika kritisierten.

Vor allem aber enttäuscht uns sein Nachfolger *Thabo Mbeki*. Ich hatte ihn schon im Zusammenhang mit den *Pilatus-Portern* erlebt. Diese Flugzeuge wurden 1993 von der Schweiz entgegen den Resolutionen des Uno-Sicherheitsrates noch an das Apartheidregime in Südafrika geliefert. Mbeki ist damals zusammen mit *Joe Modise*, dem Verteidigungsminister nach dem Machtwechsel, in die Schweiz gekommen. Wir waren eine Delegation von 7 bis 8 Leuten, die ihn auf der Terrasse der südafrikanischen Botschaft in Bern trafen. Mbeki sagte, er teile unsere Meinung, zumal es dringendere Ausgaben gebe als diesen Kauf von Flugzeugen. Am nächsten Tag stand im «Bund», die südafrikanischen Gäste würden der Einfuhr der *Pilatus-Porter* in ihr Land nicht opponieren. Mbeki hat uns damals schlicht

angelogen. Zur selben Zeit, da er mit uns auf der Botschaftsterrasse sass, war *Modise* in Stans, um dort die Flugzeuge auszuprobieren.

Das Südafrika Mandelas und vieler anderer grossartiger Menschen liebe ich nach wie vor. Aber ich kann die *Enttäuschungen* nicht verhehlen, die ich auch mit Persönlichkeiten erlebte, die wir zur Zeit der Apartheid bewunderten. *Frank Chikane*, einer unserer Stars, bewegt sich jetzt ganz im Fahrwasser von Mbeki als dessen Berater. *Smangalizo Mkatchwa*, ein katholischer Christ, der schwer gefoltert wurde, hat sich ins Parlament wählen lassen und dabei sehr angepasst. *Allan Boesak*, einer der bekanntesten Widerstandskämpfer, hat in der von ihm gegründeten sozialen Institution grosse Summen unterschlagen und ist verurteilt worden.

Vorbildliche Wahrheitskommission

WS: *Südafrika hat mit der Wahrheitskommission einen vorbildlichen Beitrag geleistet, um die Vergangenheit zu verarbeiten. Wo aber ist die internationale Wahrheitskommission, die all die politischen und wirtschaftlichen Helfershelfer des Apartheidregimes mit dessen Opfern konfrontieren würde? Jubilee South Africa mahnt diese Helfershelfer: «Wir haben immer noch die Hoffnung, dass sie mit uns in einen offenen Dialog treten, der zu Gerechtigkeit, Heilung und Entschädigung für die Opfer der Apartheid führen wird.» Der Satz steht in dem von Dir mitunterzeichneten Manifest «Entschädigung kann nicht warten». Wie realistisch ist diese Hoffnung?*

LA: Diese *Wahrheitskommission* ist eine einmalige und mustergültige Leistung. Das damit verbundene Amnestieverprechen wurde zwar kritisiert, aber es war nötig, weil die Schuldigen sonst nicht ausgesagt hätten. Dahinter steht jedoch eine Methode der Versöhnung, die auch für andere Teile der Welt *vorbildlich* sein könnte.

Auch unsere *Banken* sollten bereit

sein, vor solchen Kommissionen auszusagen. Sie könnten dazu umso eher einwilligen, als wahrscheinlich weder sie noch unsere Bundesräte juristisch belangt werden könnten. Aber menschlich könnten sie doch endlich einmal die Fehler zugeben, die sie gemacht haben. Sie zeigten damit so etwas wie Grösse. Wie schon der *Fall Regli* zeigt, wird nicht das kleinste Stäubchen auf der weissen Weste der schweizerischen Politik geduldet. Bei den Banken hoffte ich auf eine humanitäre Lösung wie gegenüber den Opfern des Holocaust.

WS: Sind dann aber Sammelklagen für die Apartheidopfer dem angestrebten «offenen Dialog» nicht eher hinderlich? Haben sie nicht auch dazu geführt, dass die Unternehmen, die das Apartheidregime stützten, ihre Archive der historischen Forschung entziehen konnten?

LA: Sicher ist das ein willkommener Vorwand. Aber die Sammelklagen haben wenigstens etwas in Bewegung gebracht und ein *neues Problembewusstsein* geschaffen. Was immer man von Anwälten wie *Ed Fagan* und *Michael Hausfeld* sagen mag, durch sie hat die Aktion *Jubilee 2000* für die Entschuldung Südafrikas und die Entschädigung der Opfer wieder Auftrieb erhalten. Fagan vertritt die Opfer im eigenen Namen. Hausfeld wurde mit diesem Mandat vom südafrikanischen Verband der Apartheidopfer «*Khulumani*» beauftragt. Auf wie guten Beinen diese Klagen stehen, kann ich nicht beurteilen. Allerdings können Sammelklagen nur vor amerikanischen Gerichten eingereicht werden. Das politische Problem dabei ist, dass Mbeki und seine Regierung erklären, dass nicht Gerichte jenseits des Atlantiks Südafrikas Probleme mit der Vergangenheit lösen könnten.

Herkulesarbeit für mehr Gerechtigkeit

WS: Nur damit sie mit den USA und den europäischen Staaten ins Geschäft kommen oder im Geschäft bleiben?

LA: So ist es. Die *Investitionen* aus dem Ausland sind allerdings stark zurückgegangen. Bei Mbeki dürfte im Grund seiner Seele aber auch noch eine sehr afrikanische Mentalität eine Rolle spielen. Er will gar keine Hilfe von aussen. So wie er auch keine Belehrung von aussen erträgt. Bekanntlich hatte er behauptet, es sei nicht erwiesen, dass *Aids* vom HIV-Virus ausgelöst werde. Er hat auch öffentlich erklärt, er werde nie ein Kondom benutzen. Das wäre gegen die «Männerwürde».

WS: In einem geringen Umfang hat die südafrikanische Regierung selbst die Opfer des Apartheidregimes entschädigt.

LA: Zu einer angemessenen Entschädigung fehlt ihr das Geld.

WS: Kunststück, wenn sie die Schulden, diese «*odious debts*», vorrangig bedient.

LA: Südafrika hat seine Auslandschulden zurückbezahlt. Dafür waren Prestige Gründe und Kreditwürdigkeit massgebend. Die Frage könnte nur sein, ob wir sie dem Land nicht zurückerstatten sollten. Aber welche Bank ist dazu bereit, wenn nicht einmal die südafrikanische Regierung das will? Mandela selbst hat 1994 gegenüber Namibia die «*odious debts*» erlassen, aber in eigener Sache war er wesentlich zurückhaltender.

WS: Wie siehst Du die Zukunft Südafrikas? Wird der politischen Überwindung der Apartheid auch die ökonomische und soziale folgen?

LA: Es gibt auf diesem Gebiet *grosse Leistungen* seit der Wende von 1994. Viele Slums wurden wenigstens mit Wasser und Elektrizität versorgt. Aber er ist eine Herkulesarbeit, um die diese Regierung nicht zu beneiden ist. Bis nur das Schulwesen saniert sein wird, dürfte es an die 30 Jahre dauern. Hinzu kommt die allgemeine Wirtschaftslage, die Tatsache auch, dass Südafrika heute viel mehr ein Drittweltland ist, als das vorher der Fall war. •